

Farbenlehre

Vater, Mutter, zwei Söhne – ein ganz normales Familienleben in Stuttgart. Wären da nicht die täglichen Anfeindungen, weil der Vater schwarz ist. Wie macht man seine Kinder stark gegen Rassismus?

VON HELENA OTT

Drei Wochen ist es her, da wurde Julia Hauser klar, dass sie keine Wahl hat. Sie telefonierte mit einer Freundin aus München, die wie Julia Hauser einen afrodeutschen Sohn hat. Im Gespräch erzählte die Freundin, dass ihr Sohn, seit er vierzehn ist, regelmäßig am Bahnhof von der Polizei aufgehalten wird, um ihn auf Drogen zu durchsuchen. Und dass der Junge in solchen Situationen am liebsten vor Scham im Boden versinken würde. Julia Hauser wurde zum ersten Mal klar, dass es für Mütter wie sie keine Option ist, mit ihren Söhnen nicht über Rassismus zu sprechen.

Eigentlich ist die Familie sehr gewöhnlich: Die Eltern sind um die vierzig, wohnen in Stuttgart, sonntags macht die Familie gerne Ausflüge in die Schwäbische Alb. Die Söhne sind 13 und acht Jahre alt, besuchen die Waldorfschule, nachmittags gehen sie zum Sport und zum Musikunterricht. Und doch erleben ihre Eltern jeden Tag Dinge, die sich viele andere Familien nicht einmal vorstellen können.

Julia Hausers Partner Georg Onana arbeitet viel und hat wenig Zeit, deshalb haben die beiden ein Treffen schon um kurz vor acht Uhr morgens an ihrem Esstisch vorgeschlagen. Die Söhne sind auf dem Weg zur Schule, das Frühstück ist bereits abgeräumt. Aber dann erzählt der 37-jährige Deutsche doch fast drei Stunden lang, wie es ist, mit schwarzer Haut in Deutschland zu leben, Geld zu verdienen und Familienvater zu sein.

Onana ist ein zurückgenommener, höflicher Mensch. Er trägt ein Hemd mit kleinen Karos zu beiger Hose. Ihre echten Namen und Onanas Beruf möchte die Familie in der Zeitung nicht nennen, weil sie Anfeindungen befürchtet. Vor 16 Jahren kam Onana aus Kamerun in die Niederlande, um dort zu studieren. Drei Jahre später machte er seinen Master an der Stuttgarter Universität und lernte die Verlagskauffrau Julia Hauser kennen. Sie verliebten sich.

In dem Land, in dem er seine Kinder großzieht, wurde Onana rassistisch beschimpft, „mit aller Wucht weggeschubst“, er musste zig Mal der Polizei seinen Ausweis zeigen, und ihm wurde unterstellt, einen Bankautomaten kaputt gemacht zu haben. Diese und viele andere Erfahrungen türmen sich seit Jahren zu einem großen Haufen emotionaler Last. Eine Last, die Onana vor sich herschiebt. Eine, vor der er seine Söhne bewahren will.

Der Große heißt Simon, lernt gerade Klavier und spielt Basketball. Der Kleine heißt Jan, fährt Stunt-Roller und lernt Judo im Verein. Was die beiden nicht gelernt haben, ist der Umgang mit Rassismus, und warum ihre etwas dunklere Haut dabei eine Rolle spielt. Von den Anfeindungen, die ihr Vater erlebt, wissen die beiden bisher nichts.

Georg Onana und seine beiden Söhne gehören zu einer Gruppe von circa einer Million Menschen mit schwarzer Haut in Deutschland, genau wurde das bisher nicht erhoben. Was er erlebt, erleben viele Menschen hier, das zeigen unzählige Erfahrungsberichte aus der schwarzen Community in Büchern, Talkshows und in den sozialen Medien. Doch erst seit dem Tod des US-Amerikaners George Floyd Ende Mai und den „Black Lives Matter“-Protesten, auch in deutschen Städten, dringen sie bei der weißen Mehrheit durch. Und in vielen Familien stellt sich wie bei Georg Onana zu Hause die Frage: Wie bereitet man seine Kinder auf ein Leben mit schwarzer Haut in Deutschland vor?

Ein Videotreffen mit der Soziologin und Diversity-Trainerin Nkechi Madubuko. Sie

wirbt dafür, Kinder mit schwarzer Haut frühzeitig aufzuklären. Von ihrer wissenschaftlichen Arbeit und dem Aufwachen ihrer drei Kinder hat Madubuko gelernt, dass es schon bei Kindergartenkindern beginnt. „Wer seine Kinder in Deutschland nicht auf Rassismus vorbereitet, lässt sie mit den Verletzungen allein“, sagt Madubuko. Sie hat ein Buch über „Empowerment“ schwarzer Kinder für Lehrer, Erzieher und Eltern geschrieben. „Wenn Eltern sagen, dass Hautfarben für sie keine Rolle spielen, nützt das den Kindern überhaupt nichts, weil es in der Gesellschaft nicht so ist“, sagt die Autorin.

Georg Onana weiß, dass die Soziologin recht hat. Ein eigener Betrieb war immer sein Traum. 2017 hat der 37-Jährige sich selbstständig gemacht. Kein halbes Jahr später hat die örtliche Behörde ihm die Genehmigung entzogen. Der Vorbesitzer, ein weißer Deutscher, hatte das gleiche Geschäft

„**Wenn Eltern sagen, dass Hautfarben für sie keine Rolle spielen, nützt das den Kindern überhaupt nichts, weil es in der Gesellschaft nicht so ist.**“

NKECHI MADUBUKO,
SOZIOLOGIN

„**Ich erlebe viele Klienten, die durch die Häufung rassistischer Erlebnisse komplett das Vertrauen in ihre Umgebung verlieren, weil sie das Gefühl haben, dass die sich feindselig gegen sie richtet.**“

EBEN LOUW,
PSYCHOTHERAPEUT

mehr als 20 Jahre lang betrieben. Inzwischen ist ein Gerichtsverfahren eröffnet. Mit der Stilllegung des Betriebs ist das Auskommen der Familie in Gefahr. Das fehlende Einkommen versucht Onana mit der Verschiffung von Haushaltswaren nach Westafrika zu überbrücken. Es ist mühsam.

„Als Schwarzer musst du hier hundertmal so viel arbeiten, genauer und ordentlicher sein, um das Gleiche zu erreichen“, sagt er. Georg Onana will mehr Zeit mit seinen beiden Kindern verbringen. Aber statt mit ihnen zu frühstücken, verlässt er meist gegen sieben das Haus und kommt oft erst abends um acht nach Hause. Nur Sonntag ist Familientag.

Nach dem Abendessen sitzen Onana und Hauser immer wieder am Esstisch und formulieren Beschwerdeschreiben oder arbeiten dem Anwalt zu. Die beiden Stuttgarter sind weit davon entfernt, Aktivist zu sein, aber trotzdem bestimmt die gemeinsame Abwehr von Diskriminierung ihre Beziehung. „Du lernst schnell, dass es keine Option ist, sich nicht zu wehren“,

sagt Julia Hauser. Dabei sei sie eigentlich gar keine „Kämpferin“.

Aber hätten sie sich nicht gewehrt, hätte Onana 400 Euro für ein defektes Einzahlungsgesetz bei der Bank bezahlen müssen. Bankmitarbeiter hatten ihn beschuldigt, Geldscheine mit Büroklammern fixiert und damit den Automaten lahmgelegt zu haben, sagt Onana.

Hätten sie sich nicht gewehrt, hätte er in der Öffentlichkeit in Handschellen in einen Streifenwagen einsteigen müssen, weil er bei einer Polizeikontrolle keinen Ausweis bei sich hatte.

Hätten sie sich nicht gewehrt, hätte Onana den Schaden an einem Pkw bezahlen müssen, dessen Fahrer ihn an einer Kreuzung geschnitten hatte. „Die Polizisten wollten meine Aussagen gar nicht aufnehmen, ich sollte nur unterschreiben, dass ich Schuld habe“, ist sich Onana sicher.

Julia Hauser kann solche Beschwerden in geschliffenem Deutsch freundlich und bestimmt formulieren. Es sind Momente, in denen sie ihre Privilegien spürt, aber auch die Ohnmacht, ihrem Partner zu helfen. „Manchmal fühle ich mich mehr wie Georgs Anwalt“, sagt Hauser. Das Ungleichgewicht, das von außen auf sie projiziert wird, belastet die Beziehung.

Eben Louw therapiert Menschen mit Rassismuserfahrungen. Der Freiburger Psychotherapeut erlebt viele Klienten, die durch die Häufung rassistischer Erlebnisse „komplett das Vertrauen in ihre Umgebung verlieren, weil sie das Gefühl haben, dass die sich feindselig gegen sie richtet“, sagt Louw. Wegen eines Merkmals, das sie nicht verändern können.

Häufig sei es aber die größere Verletzung, zu realisieren, dass einem auf der Straße, in der U-Bahn niemand zur Seite steht, wenn man angefeindet oder ungerrecht behandelt wird. „Die Zuschauer“, so müsse man sie nennen, sendeten das Signal, dass sie es gut finden oder billigen, wie man behandelt wird, sagt Louw.

Onana hat das oft erlebt, fast nie beziehen Menschen aktiv Partei für ihn. Auch dann nicht, wenn er Leute bittet, für ihn als Zeugen auszusagen. Manchmal kämen „Beobachter“ im Nachhinein und sagten, wie schlimm sie finden, was sie gerade mitbekommen haben, sagt Onana. Seine Worte werden zäher, als müssten sie an einem immer größer werdenden Kloß im Hals vorbeigehen. „Georg hat so eine Zupacker-Mentalität und ist eigentlich so ein positiver, lustiger Mensch“, sagt Julia Hauser. Seit einiger Zeit merke sie, wie es ihn müde macht, immer wieder um sein Recht zu kämpfen. Bei ihr selbst, sagt sie, wachsen die Vorbehalte gegenüber Menschen außerhalb der Familie: Wenn kann sie vertrauen? Wer meint es gut mit Georg und den Kindern?

Hauser redet jetzt wieder über das Telefonat mit ihrer Münchner Freundin. Die habe ihr auch erzählt, wie solche Kontrollen ablaufen können. Einmal hätten Polizeibeamten ihrem Sohn auf der Suche nach Drogen in die Unterhose gegriffen. Hauser versteckt ihre Augen zwischen drei Fingern, ihre Stimme wird brüchig. „Simon ist so ein optimistischer und guter Junge, es würde mir so wehtun, wenn ihm so was passiert.“ Mit einem Stück Küchenrolle wischt sie die Tränen von der Stirn.

Drei Tage nach dem Telefonat, als der Kleine schon im Bett ist, sucht sie das Gespräch mit Simon. Bisher kennt sie seine Wege noch sehr genau, aber er ist 13, das wird sich bald ändern. Sie sprach über die Polizeikontrolle, aber ihr Sohn habe gar nicht gewusst, was das Problem sei, die Polizei müsse doch nach Drogen suchen, sagte er zu seiner Mutter. Sie erklärte ihm, dass Menschen, die nicht-deutsch aussehen, das deutlich häufiger passieren. Wenn er kontrolliert werde, soll er die Polizisten nach ihrer Dienstnummer fragen. Und er

habe das Recht, seine Mutter anzurufen, bevor sie ihn durchsuchten.

Hauser schrieb bereits 2014 eine Beschwerde an die Bundespolizei Stuttgart, weil ein Polizist, der nicht mehr im Dienst war, im ICE die Fahrkarte von Simons Vater verlangt hatte. Onana weigerte sich, sein Ticket zu zeigen, der Polizist sei kein Kontrollleur. Stattdessen fragte er den Beamten in Zivil nach seinem Dienstausweis. Den habe er nicht dabei, war die Antwort, und erst als Onana mehrmals laut vor den anderen Fahrgästen insitierte, kritzelte der Mann die drei Buchstaben seines Dienststellen.

Heute ist Onana selten mit dem Zug unterwegs. Gerade gäbe es für ihn fast nur eine Strecke: „Zuhause, Arbeit, Arbeit, Zuhause“, sagt er. Aber auch auf der Straße scheint er die Polizei anzuziehen. Mehrmals im Jahr wird er angehalten, oft wird er gefragt, ob er Drogen nimmt. „Am schnellsten geht es, wenn du höflich bist und sofort alle Papiere zeigst“, sagt Onana. „Wenn du nachfragst, warum sie auf dich

Für viele Familien ist der tägliche Rassismus eine große Belastung.

FOTO: MAURITIUS IMAGES/EVERETT

aufmerksam wurden, dann kannst du dich auf eine lange Kontrolle einstellen.“ Julia Hauser sagt: „Ich bin, seit ich meinen Führerschein habe, nie kontrolliert worden.“ Künftig will Hauser eine Liste führen, wann, wo, welche Polizisten Onana kontrollieren. Die will sie an die Stuttgarter Antidiskriminierungsstelle weiterleiten, mit der Hauser und Onana in stetigem Kontakt stehen. Aber wird sie so eine Liste auch für ihre Söhne schreiben müssen?

Die Diversity-Trainerin Nkechi Madubuko glaubt, dass man Kinder nicht vor Rassismus schützen kann. Schon im Kindergarten oder der Grundschule müssten Kinder mit schwarzer Haut Ausgrenzungen wie „Mit dir will ich nicht spielen, du bist dreckig“ ertragen oder bekämen „schwarze Kacke“ oder das N-Wort auf dem Pau-

senhof hinterhergerufen. Diese Schmähungen können Kinder tief in ihren Selbstwert verletzen.

Da seien Eltern und die Familie wichtige Schlüsselfiguren, um solche Erfahrungen zu verarbeiten. „Die Kinder müssen dringend lernen, dass das nur Schablonen sind, die andere aufgrund rassistischer Stereotype anwenden“, sagt Madubuko. Eltern sollten ihre Kinder dabei bestärken, diese Zuschreibung nicht zu verinnerlichen, damit sie nicht irgendwann selbst meinen, dass sie weniger wertvoll sind.

Kinder müssten sich gewiss sein, dass sie zu Hause immer einen Ansprechpartner haben. „Ich würde da auch nicht beschwichtigen, die Kinder haben schließlich recht. Es ist äußerst schmerzhaft, wenn man so behandelt wird“, sagt Madubuko. Den Eltern der Kinder rät sie, wenn sich rassistisches Verhalten in der Schule wiederholt, in Absprache mit ihren Kindern mit der Klassenleitung und den betroffenen Eltern zu reden. „Damit das Kind auch sieht, okay, ich muss das nicht aushalten.“

